

**Zeitschrift:** Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung  
**Herausgeber:** Pro Senectute Schweiz  
**Band:** 92 (2014)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Wie man fremdes Brot essen lernte  
**Autor:** Keel, Gallus  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1078303>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Wie man fremdes Brot essen lernte

Das Welschlandjahr – wer käme da nicht ins Schwärmen oder Lamentieren! Zu erzählen von damals gibt es allemal viel! Zeitlupe-Leserinnen und -Leser erinnern sich.

Von Gallus Keel, mit Bildern von Monique Wittwer

Für mich war es eine der schönsten Zeiten, die ich erlebt habe», liest man auf einer Zuschrift, die die Zeitlupe erreichte. Auf einer anderen heisst es: «Nie habe ich so viel geweint wie da-

mals.» Selbst wer an Heimweh litt, «richtig schuftete» musste und sich schlecht behandelt fühlte, reht seinen Aufenthalt im «Wäutsche» oft trotzdem gern unter den positiven Lebenserfahrungen ein. Das klingt dann beispielsweise so: «Ich möchte jenes Jahr keinesfalls missen.»

Als Mädchen oder Bub fuhr man hin, als Frau oder Mann kam man aus dem Welschlandjahr zurück. Das allein ist eine Leistung.

Was die Eltern bezweckten, wenn sie die Tochter oder den Sohn in die Romanen schickten – oft gegen deren Willen –,

das fanden die Betroffenen, wenn sie den Aufenthalt überstanden hatten und ihn aus Distanz betrachteten, ganz in Ordnung: Es habe noch nie jemandem geschadet, etwas zurechtgestutzt zu werden, hart arbeiten zu müssen und auch mal ohne Murren eine Ungerechtigkeit zu ertragen, finden sie und fügen an, man könne im Leben nicht immer wehleidig sein. Therese Berger, die ihren Aufenthalt 1961 in einer Herberge in Genf absolvierte, sagt: «Sicher hat es für das spätere Leben nicht geschadet, sich in dieser schlechten Situation durchzubeissen.»

## Heute gelten feste Verträge

Welschlandjahr ist aber nicht gleich Welschlandjahr, es hat sich über die Jahrzehnte stark gewandelt. Viel von dem, was die Zeitlupe-Leserinnen und -Leser erlebt haben, lassen sich die jungen Menschen von heute kaum mehr gefallen. Falls sie überhaupt Lust haben, einen derartigen Aufenthalt in ihre Biografie einzubauen, dann wollen sie genau wissen, was auf sie zukommt. Heutzutage werden Verträge abgeschlossen, welche die Freizeit, die Arbeitszeit, den Schul-

besuch und dergleichen genauestens regeln. Ganz anders als früher.

«Ihr da oben, ich kleine Jeune Fille da unten» – so erlebten viele ihre Haushaltstelle in der Romandie. Ganz bildlich schildert es A.R. (Name der Redaktion bekannt): «Ich war bei einer sogenannten besseren Familie. Wenn ich mit meiner Madame am Samstag auf den Markt ging, durfte ich nur flache Schuhe tragen, weil ich grösser war als sie.» Ein Stück Ehekunde hat sie auch noch mitbekommen. «Madame hatte einen Hausfreund, der bei Abwesenheiten von Monsieur bei ihr geschlafen hat. Ich erinnere mich gut an ihre Ausreden. Er war Italiener, denn sie wollte ja Italienisch lernen. Jahre später bekam ich eine Ansichtskarte, auf der klar wurde, dass sie ihn geheiratet hatte.» Fazit: «Das Welschlandjahr war für mich eine gute Lebensschule.»

Die 79-jährige Edith Horlacher weiss noch gut, wie ihre Ankunft in Montreux im Jahr 1953 vor sich ging: «Am Bahnhof holte mich die zukünftige Madame mit dem Auto ab. Eine überaus gut gekleidete, geschminkte, schicke Arztfrau. Mit meinem Strohkoffer in der Hand sah ich ne-

ben ihr aus wie das unschuldige, brave Mädchen vom Land.» Edith Horlacher ahnte es gleich: Hier passte sie nicht hin. Nach wenigen Wochen kehrte sie heim. Eine schockierende Nebenbemerkung ihrer Madame liess übrigens die Frage aufkommen, ob die eine und andere Jeune Fille gar sexuellen Übergriffen ausgesetzt war. Edith Horlacher machte einen zweiten Anlauf und erlebte schliesslich ein sehr schönes, reiches Welschlandjahr. Mehr dazu lesen Sie in ihrem Bericht links unten.

Es brauchte damals einen Heldenmut, um einen Welschlandaufenthalt abzubrechen, wenn es nicht mehr auszuhalten war. Zeitlupe-Leserin Theres Berger erinnert sich: «So viel wie in diesem Jahr habe ich später nie mehr geweint. Obwohl die Eltern mir die Wahl liessen heimzukommen, hielt ich durch. Es war damals doch eine Schande, wenn ein Mädchen vorzeitig heimkehrte.» Und Irma Rutishauer berichtet, wie sie sich über ihre Eltern ärgerte. «Warum tun sie mir das an?», fragte sie sich. Ein Ab-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 12

Edith Horlacher, 79, St. Gallen, verbrachte ihre Welschlandaufenthalte 1953/54 in Montreux und Gimel VD.

## «Es ging viel zu schnell vorbei»

Mit meiner ersten Stelle hatte ich kein Glück, ich kam nach Montreux zu einer noblen Arztfamilie mit zwei hübschen, aber frechen Kindern. Fast jeden Abend stieg eine Party, und ich musste bis in die Nacht servieren und abwaschen. Madame tauchte morgens oft erst gegen 11 Uhr auf. Sie riet mir, die Zimmertüre immer abzuschliessen, man wisse ja nie, was Monsieur im Sinn habe. Nach vier Wochen war ich wieder zu Hause im Thurgau und musste von meinem Vater hören: «Wir müssen uns ja schämen, dass du nicht geblieben bist.»

Mit meiner zweiten Stelle in Gimel hatte ich mehr Glück. Das Paar, Vater Jean-Jacques und Mutter Denise, hatte zwei herzige, noch ganz kleine Buben, Jean-Marc und Luc. Die Familie führte erst seit Kurzem den Dorfladen, wo es von Lebensmitteln über Werkzeuge bis zur Kohle alles zu kaufen gab. Ich betreute die Kinder, putzte, kochte, wusch und gärtner. Ich stand oft morgens um fünf auf, um Beeren zu pflücken, und am Abend spät machte ich Kompott und Konfitüre. Wenn Madame den Besuchern die vollen Gläser im Schrank zeigte, fühlte ich mich mächtig stolz und geschätzt.

Madame und Monsieur arbeiteten ausser sonntags fleissig im Laden. Am Samstag musste ich beim Bedienen der Kunden mithelfen. Bei einer Sekretärin in der nahen Klinik bekam ich Privatstunden in Französisch. Jean-Marc begann langsam zu reden, und weil er viel bei mir war, verstand er auch ein wenig Schweizerdeutsch. Einmal fragte er mich beim Kochen: «Qu'est-ce que tu machsch, Edith?»

Der Jura vaudois ist traumhaft schön, wenn über seiner Weite die Wolken vorbeiziehen. Ich ging viel mit den Kindern spazieren und suchte auf den Feldern Nüsslisalat. Nicht vergessen darf ich Batto, den Hund, meinen treuen Kumpel. Mit andern Jeunes Filles, die in der Nähe arbeiteten, traf ich mich am Mittwochnachmittag jeweils beim Hotel L'Union. Wir spielten, erzählten uns Freud und Leid, lachten und spazierten zusammen. Einmal im Monat besuchte uns der Deutschschweizer Pfarrer.

An den Sonntagen machten wir oft Ausflüge im Deux Chevaux, der oft stecken blieb, dann mussten wir ihn anstossen. Ich lernte viele Menschen kennen und hatte ein bewegtes Leben. Es ging viel zu schnell vorbei.



Zurück im Thurgau lernte ich dann Krankenschwester. Vor drei Jahren war ich nochmals in Gimel. Monsieur lebt nicht mehr, Madame erkannte mich aber sofort wieder und stellte mich Jean-Marc vor, der jetzt das Geschäft führt: «Schau, das ist Edith! Elle t'a mis sur le pot.» Er umarmte mich und lachte: «Eh bien, merci Edith!»





**Willi Keiser, 83, Gerlafingen SO, verbrachte seinen Welschlandaufenthalt 1945/46 in Petit Savagnier NE.**

## «Ich war einfach nur der Domestique»

Der Weltkrieg ging zu Ende, Europa befand sich in einem entsetzlichen Durcheinander, aber auch ich hatte meine Probleme. Meine Eltern hatten beschlossen, mich nach der Schulzeit ins «Wäutsche» zu schicken, wo ich «fremdes Brot essen lernen» würde. Am 20. April 1945 kamen zwei Kameraden und ich im Bahnhof Neuchâtel an. Der künftige Meister meines Freundes holte uns mit Ross und Wagen ab und verteilte uns auf die Höfe. Die zwei Freiburger trotteten anderthalb Stunden, bis ich in Savagnier im hinteren Val de Ruz ankam. Mein Meister begrüßte mich und führte mich gleich auf mein «Zimmer», eine düstere, unbeheizbare Bude, wo es im Winter jeweils unter null wurde. Heimlich holte ich mir dann eine Rossdecke. Winter, das hiess aber auch Schlittenfahrten mit Nachbars Töchtern.

Zur Familie gehörten nebst der schwangeren Frau noch die fünfjährige Claudine und der dreijährige Willi. Der Patron, mehr Träumer als fortschrittlicher Landwirt, verwöhnte seine Frau, die mit dem Haushalt und den wilden Kindern überfordert war. In diesem Milieu konnte ich nie richtig Fuss fassen, ich war nur der Domestique, der monatlich 35 Franken im Sommer und 30 im Winter verdiente. Familienanschluss hatte ich nicht, die Stube durfte ich nicht betreten – weder Zuwendung noch Wärme noch Geborgenheit gab es. Einzig die zwei Kinder waren mir zugetan und förderten meinen Wortschatz.

Im Stall standen nebst sechs Kühen mit Jungvieh noch drei Pferde. Zu Hause hatten wir nur ein langsames Kuhgespann, und darum

genoss ich es, mit zwei Pferden selbstständig unterwegs zu sein, sei es auf dem Feld, im Wald oder beim Güllen.

Sehr mühsam und verwünscht war das wöchentliche Sägemehlladen. In grossen und tiefen Weidekörben musste das Sägemehl auf dem Rücken aus dem feuchten Keller der Sägerei über eine lange Rampe hochgebuckelt werden – eine anstrengende Tortur für meinen jungen Rücken. Mein Chef fuhr dann das Sägemehl in eine Fleischräucherei, aber kein einziges Mal hätte er mich zur Belohnung mitgenommen.

Der grosse Dorfbrunnen war das gesellschaftliche Zentrum. Hier kam nicht nur das Vieh zur Tränke, hier gab es oft auch einen Schwatz unter uns Deutschschweizern. Ausgelassene Stimmung herrschte auch, wenn das Dorf im Sommer auf die hochgelegene Juraweide «Métairie de Savagnier» zog. Es wurde gegessen und getrunken, geschwätzt, fröhlich gesungen, musiziert und getanzt.

Obwohl ich ein schlechtes Los gezogen hatte, durfte ich auch viel Schönes erleben. Ich lernte verzichten und ertragen. Es war eine schwierige Zeit, eine harte Lebensschule, geprägt von Entbehrungen, ohne Lob und Anerkennung. Trotz allem möchte ich sie nicht missen, und ich bin froh und ein wenig stolz, dass ich dieses Jahr weitgehend unbeschadet überstanden habe. Der damals beginnende Strukturwandel in der Landwirtschaft zwang mich leider zum Berufswechsel. Ich wurde Lehrer und unterrichtete 40 Jahre lang an der Oberstufe und nebenamtlich an einer landwirtschaftlichen Berufsschule.

bruch kam für sie aber auch nicht infrage. Ihr Zimmer zu Hause hatte ohnehin schon die Schwester in Beschlag genommen. Weder daheim, wenn sie auf Besuch kam, noch in der Romandie fühlte sie sich wohl. Tapfer sein war damals eine hochgehaltene Tugend. Nur nicht aufgeben! Irma Rutishauser will nichts beschönigen, nur weil es lange her ist. Für sie war das Welschlandjahr keine gute Zeit (lesen Sie dazu ihren Bericht auf der rechten Seite).

Willi Keiser, heute 83, scheint sich mit dem Welschlandjahr versöhnt zu haben. Aber auch er machte nur murrend mit, als seine Eltern über seinen Kopf hinweg bestimmten, es sei an der Zeit, dass er fremdes Brot essen lerne – als Domestique im «Wäutsche». Man schrieb das Jahr 1945, der Weltkrieg ging gerade zu Ende. Was wollte man angesichts der brennenden Welt auf die Befindlichkeit eines jungen Burschen eingehen?

Willi Keiser hat seine Romandie-Erlebnisse und andere Lebensepisoden in einem Buch zusammengefasst, das er im Eigenverlag herausgegeben hat. Der frühere Lehrer war gefordert, als die Zeitlupe ihn bat, sich kurz zu fassen (siehe Kasten links). Sein Beispiel zeigt, dass damals auch Burschen westwärts zogen. In bäuerlichen Kreisen war es üblich, die Jungmannschaft auf einen Hof in der Westschweiz zu schicken, um das bäuerliche Handwerk bei Fremden zu erleben – und um ein echter Mann zu werden.

### Heute geht es gerechter zu

Post von einer Frau, die behauptet hätte, das Welschlandjahr sei für sie das Grösste gewesen, sie habe sich in die Romandie verliebt und habe dort auch geheiratet – solche Post traf bei der Zeitlupe keine ein. Aber natürlich gibt es auch solche Beispiele. Mag sein, dass der Aufruf, von den Welschlanderfahrten zu erzählen, mehr jene ansprach, die empört sind über das Erlebte.

Tatsächlich ist es so: Viel von dem, was man damals – dem Zeitgeist entsprechend – ganz normal fand, ist heute ein Skandal. Die Welt hat sich verändert. Heute wehrt sich in der Regel schneller, wer mit Ungerechtigkeit, Erniedrigung und Ausbeutung konfrontiert wird. Junge Frauen getrauen sich aufzumucken, schauen nicht mehr demütig zu Boden.

Würde die Zürcher Sozialwissenschaftlerin Eva Nadai heute noch ein Welschlandjahr empfehlen? Sie hat die Welschlandaufenthalte der späten 80er-Jahre – also zu einer schon recht aufge-

klärten Zeit – unter die Lupe genommen. Fast alle Befragten seien mit ihrer Situation in einem gewissen Grad unzufrieden gewesen, erklärt sie: «Sie beteuern zwar, dass es ihnen gutgetan habe, einmal unten durch zu müssen. Allgemein lautet der Grundtenor aber, dass sie zu viel arbeiten mussten und ihre Arbeit zu wenig geschätzt wurde.»

## Die Sprache im Vordergrund

Als im 19. Jahrhundert das Welschlandjahr in Mode kam, ging es vor allem darum, die Töchter aus besseren Deutschschweizer Kreisen in die feine französische Lebensart einzuführen. In seiner

Studie «Das Welschlandjahr – Milieuwechsel und Alltagserfahrungen von Volontärinnen» hat Volkskundler Ueli Gyr 1992 die Erwartungshaltung der Welschlandgängerinnen vor ihrem Aufenthalt ausgelotet. Was erhofften sich die Mädchen vor der Abreise? 321 Fragebögen wurden ausgewertet. Hier die Rangliste: nachher sehr gut Französisch sprechen können (86,9 %), nachher reifer sein (83,3 %), nachher gut kochen und haushalten können (64,4 %), nachher besser Kinder betreuen können (52,6 %), nachher anderes besser können (10,8 %).

Am Ende ihres Aufenthaltes nach der generellen Zufriedenheit befragt, zeigten

sich Ueli Gyr bei 286 Antwortenden dann die folgenden Werte: sehr zufriedenen (60,1 %), einigermaßen zufriedenen (29,4 %), wenig zufriedenen (5,9 %), nicht zufriedenen (4,5 %).

Der hohe Prozentsatz an Zufriedenen überrascht nicht. Anfang der 90er-Jahre war das Welschlandjahr bereits viel humaner und moderner ausgestaltet, als das damals in den 40er-, 50er- und 60er-Jahren noch der Fall war – zu jenen Zeiten also, als die Zeitlupe-Leserinnen und -Leser in der Romandie auf die Probe gestellt wurden.

Interview mit Expertin Eva Nadai auf Seite 14

**Irma Rutishauser, 66, Muri bei Bern, verbrachte ihren Welschlandaufenthalt 1964/65 in Neuenburg.**

## «Ich arbeitete oft 14 Stunden»

Meine Gastfamilie in Neuenburg bestand aus einer nervösen, kettenrauchenden Madame, einem netten Monsieur und drei Söhnen – zwei davon Studenten, einer Schüler. Madame unterrichtete mich schon am ersten Abend über den Tagesablauf. Sie überreichte mir ein Notizbuch, worin alle meine Arbeiten für jeden Tag und jede Stunde aufgelistet waren. Von den Balken im Estrich bis in den Keller musste jede Woche alles gereinigt werden. Madame stand stets rauchend im Hintergrund und beobachtete mich. Obwohl ich zu Hause auch schon im Haushalt geholfen hatte, war es für mich als 16-jährige Schulabgängerin eine ungewöhnlich harte Arbeit.

Tagwache war um sechs Uhr, um sieben Uhr musste für alle das Frühstück bereitstehen. Jeden Tag musste einer der Räume total gereinigt werden. Alle zwei Wochen kamen die Vorhänge dazu, waschen, bügeln. Die Badezimmerwände musste ich mit Autowachs behandeln, damit das Wasser abperlte! Das Cheminéeholz, das aus Rebwurzeln bestand, musste ich zerlegen und mit der Staubsaugerbürste entstauben, dann neu aufschichten. Am Freitagabend wurde in vielen Behältern die Wäsche eingeweicht, die dann am Samstag mit Benzinseife von Hand vorge-



waschen wurde, bevor sie in die Waschmaschine kam. Zwischen den Waschgängen polierte ich Silberzeug.

Obwohl am Sonntag eine Stunde später gefrühstückt wurde, liess man mich nicht länger schlafen. Ich erledigte Flickarbeiten, zum Beispiel verwob ich durchgescheuerte Bodenlappen von Hand mit Baumwollgarn oder putzte Schuhe. Montags war Bügeltag. Jedes Hemd hatte ich für jeden der Herren auf ein separates Mass zusammenzufalten. Misslang es mir, warf Madame das Hemd in den Korb zurück. Ich arbeitete oft 14 Stunden lang. Am



Mittwoch und Sonntag hätte ich vier Stunden freigeht, aber oft wurde mir noch eine Arbeit zugeteilt, oder es kamen Gäste, für die ich Kaffee machen musste. Als ich in der Nachbarschaft drei Tage bei der Weinlese mithelfen durfte, empfand ich das als Segen. Ferien hatte ich nie, dreimal war ich kurz daheim. Ich grollte meinen Eltern, weil sie mir das antaten, reiste aber wieder zurück ins Elend. Eine Lebensschule sei das, meinten sie. Und was die Eltern sagten, das galt. Die Gastfamilie bezahlte mir 80 Franken im Monat, ging aber etwas in die Brüche, ein Teller etwa, wurden mir 10 Franken abgezogen. Jetzt, wo ich mich daran erinnere, schiessen mir die Tränen in die Augen.